Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 1

Artikel: Es ist leicht, Erfindungen zu machen, als aus ihnen zu leben
Autor: Studer, Henri
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074156

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es ist leichter, Erfindungen zu machen, als aus ihnen zu leben

von Henri Huber

Zur Feier meines 79. Geburtstages habe ich einigen alten Freunden auf meinem Grill einige Hühnchen zubereitet. Alle waren begeistert. Und doch gehört gerade dieser Grill, der das Bratgut automatisch begießt, zu den größten Enttäuschungen meines Lebens. Das erste Modell entstand in den vierziger Jahren, und ich habe seither immer wieder Verbesserungen an ihm angebracht, aber er blieb bis heute unverwertet. Die Hühnchen haben mir an meinem Geburtstagsfest dennoch trefflich geschmeckt.

Geboren wurde ich in Weinfelden im Jahre 1881. Mein Vater war Photograph. In den ersten Jahren ist er noch in einem Wagen mit Pferden und einem Fuhrmann im Land herumgefahren und hat in Ortschaften wie Gossau, Wil und Weinfelden seine Kunden in einem luxuriös ausgestatteten Gefährt photographiert. Selbst habe ich diese Zeit nicht mehr erlebt, ich konnte nur noch den Wagen bewundern.

In meinen Primarschuljahren wurde damals gerade die Teigwarenfabrik Etter-Egloff eingerichtet. Sulzermonteure waren daran, die Dampfmaschinen und Dampfkessel aufzustellen. Ihre Arbeit faszinierte mich so, daß ich, wenn ich nicht gerade Schule hatte, ständig bei ihnen steckte und den Blasbalg für sie betätigte. Mein Vater befürchtete, daß ich die Monteure bei der Arbeit stören könnte. Aber als er diese Bedenken ihnen gegenüber äußerte, meinten sie, ich sei ein so anstelliges Büblein, daß ich ihnen gar nicht im Wege sei, ganz im Gegenteil. Natürlich erfüllte das meinen Vater mit Stolz.

Ich war ein großer und kräftiger Bub und vor allem auch im Schwimmen tüchtig. Vier Menschen habe ich vom Tode des Ertrinkens in der Thur und im Thurkanal gerettet. Der

eine war ein 25jähriger Bauernknecht, der es uns Buben nachmachen wollte und ohne schwimmen zu können, den Kopfsprung in den Kanal riskierte. Er verfing sich in den Faschinen am Grund und kam einfach nicht mehr herauf. Ich befreite ihn aus seiner gefährlichen Lage und brachte ihn an die Oberfläche. Er zog sich wortlos an und machte sich davon. Auch meine übrigen Lebensrettungen haben mir nicht viel Dank eingetragen. Einer meiner Kameraden, den ich aus dem Feuerweiher herausgezogen hatte, versprach mir zwar, noch mit dem Atem ringend, einen Fünfer. Er ist mir diesen schuldig geblieben. Übrigens ist einer, den ich gerettet hatte, viele Jahre später doch noch ertrunken. Das Unglück geschah in der Gegend, in der ich damals gerade arbeitete. Ich ging an das Begräbnis und dachte mir, daß, wem es bestimmt ist, zu ertrinken, offenbar ertrinken muß.

Ich war Fähnrich des Knabenarmbrust-Schützenvereins und Meisterschütze. Es wäre mir leicht gefallen, es Wilhelm Tell wenigstens in der Hinsicht gleichzutun, daß ich gefahrlos einen Apfel vom Kopf eines Kameraden hätte schießen können.

Eine böse Geschichte, die aber ein gutes Ende fand

In die Schule bin ich gerne gegangen; sogar an meine Kindergärtnerin erinnere ich mich heute noch gut und dankbar. Meine erste Lebensschwierigkeit begegnete mir als Konfirmand. Wir mußten jeweilen von der einen Stunde auf die andere viele Strophen von Kirchenliedern auswendig lernen. Ich war ein gewissenhafter Schüler und paukte mir die Strophen solange ein, bis ich sie zu Hause fehlerlos aufsagen konnte. Aber wenn ich vor dem Pfarrer stand, brachte ich kein Wort mehr heraus. Er war mir dermaßen unsympathisch, daß es mir beim Aufsagen einfach die Stimme verschlug. Zweimal hatte mir der Herr Pfarrer darauf warnend gesagt: «Henri, falls das so weitergeht, konfirmiere ich dich nicht.» Wenn ich dann jeweilen ganz niedergeschlagen nach Hause kam, und die Mutter mich fragte, was denn wieder mit mir los sei, bewies ich ihr, daß ich die Lieder wirklich gelernt hatte. Sie versprach mir darauf, mich immer vor dem Unterricht abzuhören. Sie tat es auch, und ich sagte ihr die Strophen jedesmal tadellos auf. Aber vor dem Pfarrer ging es nicht. Als er mir darauf zum dritten Mal drohte, mich nicht zur Konfirmation zuzulassen, nahm ich mein Sekundarschulkäppchen vom Haken, trat vor ihn hin, gab ihm die Hand und sagte: «Herr Pfarrer, Sie müssen mich nicht konfirmieren», und ging heim.

Zu Hause merkte meine Mutter sofort, daß mir etwas Schlimmes passiert sein mußte. Sie rief den Vater, und als ich dann den beiden gestand, was vorgefallen war, und beteuerte, daß ich auf keinen Fall den Konfirmandenunterricht weiter besuchen werde, nahm Vater meinen Entschluß ernst. Er war sonst eher eine harte Natur, achtete streng auf Autorität und

genoß sie, aber er hatte offenbar erfaßt, daß ein Versuch, mich zum Konfirmandenunterricht zu zwingen, Unheil stiften müßte.

Mein Vater besaß in Zürich einen Freund, Lehrer Hartmann, ein damals sehr bekannter Mann, der auch Präsident der Kirchenpflege der Predigergemeinde war. Er setzte ihm die Lage auseinander, und Herr Hartmann erklärte sich bereit, das Nötige zu veranlassen. So reiste ich denn nach Zürich. Herr Hartmann fand mir eine Stelle als Volontär bei der Firma Bietenholz, einer mechanischen Werkstätte für Messingarbeiten, Kessel und elektrische Dynamos, die in den Fabrikgebäulichkeiten, in der sich vormals Escher-Wyss befunden hatte, untergebracht war.

Ich wohnte in einer Studentenpension. Die Studenten mochten den viel jüngeren Thurgauer Buben gut und wollten mir immer wieder von ihren Fleischportionen etwas zuschieben, obschon das gar nicht nötig war. Den Konfirmandenunterricht besuchte ich nun bei Pfarrer Bion, den ich sehr bewunderte, und der auch mich wohl mochte. Natürlich war er im Bild darüber, weshalb ich nach Zürich gekommen war, aber er trug mir das schlechte Verhältnis, das ich zu seinem Kollegen in Weinfelden gehabt hatte, nicht nach.

Als junger Volontär bei der Firma Bietenholz hatte ich die Ehre, die Bekanntschaft von Ingenieur Söhnlein zu machen, einem Erfinder, der sich mit Versuchen an einem Explosionsmotor beschäftigte. Er entwickelte die gleichen Ideen, die später zur Erfindung des Dieselmotors führten. Mein eindrücklichstes Erlebnis dieser Zeit aber war das folgende: In der Limmat, beim Hauptbahnhof gegenüber dem Central, standen im Abstand von etwa 500 Metern zwei Seilräder. Sie wurden von Wasserrädern in Gang gehalten, von denen alle Maschinen der Fabriken des Neumühleareals getrieben wurden. Die Seile aus Stahldraht, die die Räder verbanden, waren wohl 20 Millimeter dick und sehr schwer. Eines Tages fiel das Seil auf die Oberlichtglasdächer des Fabrikareals. Die Wasserräder im Maschinenhaus kamen auf eine sehr hohe Tourenzahl. Die Schrauben der Lager des Seilrades lockerten sich, und es bestand die Gefahr, daß das viele Zentner schwere Rad in die Fabrikgebäulichkeiten fiel. Es herrschte eine große Aufregung unter den Arbeitern.

Da wurde mir klar, daß etwas geschehen mußte. Ich rannte in das Maschinenhaus und schloß die Schleusen, die das Wasser zu den Wasserrädern führten, rannte dann über die Bahnhofbrücke und öffnete dort die Leerschleusen, so daß das Wasser durch die Limmat abfließen konnte. Damit war die Gefahr behoben. Natürlich war ich der Held des Tages. Ich erntete großes Lob dafür, daß ich, der noch nicht 16jährige Volontär, als einziger kaltes Blut bewahrt und das Nötige vorgekehrt hatte.

Meine erste Erfindung und was dabei herauskam

Mit der Konfirmation durch Herrn Pfarrer Bion in der Predigerkirche war der Kummer, den ich meiner Familie bereitet hatte, wieder gutgemacht, mein Lebenslauf konnte seinen geregelten Fortgang nehmen. Bei meiner Neigung für Maschinen war es für mich gegeben, eine Mechanikerlehre anzutreten. Mein Vater hatte seine Lehre als Photograph in Le Locle gemacht. Dort konnte man nach seiner Erfahrung etwas lernen. Deshalb sollte auch ich nach Le Locle. Er hatte bereits mit dem Inhaber einer Werkstätte darüber korrespondiert, und man war so gut wie einig geworden. Wir fuhren also nach Le Locle, stiegen im Hotel «Trois Rois» ab und sprachen bei dem in Aussicht genommenen Lehrmeister vor. Dieser machte aber meinem Vater einen sehr schlechten Eindruck. Vor allem paßte es ihm nicht, daß ich mit dem Bruder des Meisters im gleichen Zimmer hätte schlafen sollen. Die Sache zerschlug sich. Wir kehrten ins Hotel «Trois Rois» zurück. Dort traf mein Vater viele alte Turnerfreunde. Er erklärte ihnen, warum er sich in Le Locle befand und bat sie um Rat. Unter den Turnerfreunden befand sich ein Mann, der inzwischen Bankdirektor geworden war. «Da läßt sich sicher etwas machen», sagte der. Er hätte kürzlich dem Inhaber einer mechanischen Werkstätte ein Haus verkauft. Dieser erweise ihm bestimmt gerne den Gefallen, mich aufzunehmen, da er die Liegenschaft günstig erworben habe. Die Vermutung des Bankdirektors erwies sich als richtig. Ich konnte die Lehre gleich antreten, nachdem mein Vater dem Meister bare tausend Franken als Lehrgeld in die Hand gedrückt hatte.

Ich wohnte beim Meister. Er war soweit recht, nur die Kost ließ zu wünschen übrig. Am Sonntag gab es jeweilen einen Rindsbraten mit «La Choucroute», was dann für die ganze

Woche hinhalten mußte. Braten gab es immer weniger und zuletzt nur noch «La Choucroute». Das Essen war so unzureichend, daß ich bei der strengen Arbeit mehrmals ohnmächtig wurde. Zum Glück erhielt ich alle 14 Tage von der Mutter mit der Wäsche auch das Welschlandzainli mit Eßwaren.

Der Meister, der hauptsächlich Arbeiten für die Uhrenfabriken ausführte, beschäftigte vier Arbeiter und drei Lehrlinge. Aber die schwierigen Aufgaben an der Drehbank führte er selbst aus und zog mich bald zu diesen bei. Wiederum kam ich mit einem Ingenieur zusammen, der an der Erfindung eines Explosionsmotors arbeitete. Auch er kam nicht zum Ziel. Aber es war für mich interessant, unter seiner Leitung zu arbeiten.

Damals hatte noch jede Uhrmachermaschine ein Rädchen mit Fußbetrieb. Die Maschine lief schwer und war oft ausgeleiert. Das brachte mich auf den Gedanken meiner ersten Erfindung. Natürlich durfte ich daran nur außerhalb der Geschäftszeit arbeiten. Ich erfand Rädchen mit Kugellager, die leichter liefen, nicht ausgeleiert wurden und außerdem keinen Lärm verursachten.

Als es mit der Erfindung klappte, führte mein Meister diese den Uhrenfabrikanten vor. Sie waren begeistert. Er bekam viele Bestellungen und verdiente an meiner Erfindung einen Haufen Geld. Auch ich bekam eine Belohnung. Mein Meister drückte mir nämlich einmal an einem Samstag zwei Franken in die Hand. Das war alles. Es war meine erste, aber nicht meine letzte Erfahrung, daß es selten der Erfinder ist, der den Nutzen aus seiner Arbeit zieht.

Über Paris und Liverpool nach Philadelphia

Nach der Lehre kam ich, neunzehnjährig, als Mechaniker und Schlosser in die elektrische Abteilung der Maschinenfabrik Oerlikon. Wir arbeiteten im Tag elfeinhalb Stunden, und der Stundenlohn betrug 40 Rappen. Weil ich aber sehr sparsam lebte und mir aus andern Vergnügen als langen Spaziergängen auf den Käferberg nichts machte, konnte ich doch in der damals besten Pension Oerlikons, der Pension Munz, ein Zimmer mit Balkon bewohnen. Ich hätte schon während meiner Arbeit in der Maschinenfabrik manche Vorschläge gehabt, um den Betrieb zu verbessern, aber zu jener Zeit durfte sich ein Arbeiter solche Anregungen nicht erlauben.

In den Jahren bis 1901 war ich an verschiedenen Stellen als Monteur für Freileitungen und Hausinstallationen beschäftigt, so im Elektrizitätswerk von Rathausen an der Reuß und im Elektrizitätswerk Kubel in St. Gallen.

Nach der Rekrutenschule fuhr ich im Jahre 1901 nach Paris und arbeitete dort für elektrische Anlagen. Erfinderlust plagte mich nicht. Es war schwierig genug, mich durchzubringen. Kurz darauf heiratete ich eine Weinfeldener Jugendfreundin. Wir fuhren nach Liverpool, wo ich wieder als Monteur in einem Betrieb für elektrische Anlagen angestellt war. Aber meine Frau hatte den Eindruck, daß ich es dort zu nichts bringe. Es zog sie nach Amerika, wo sie vor der Heirat als Erzieherin in Philadelphia gewirkt hatte. So schifften wir uns ein. Von New York fuhren wir sofort nach Philadelphia und stiegen im Kyston-Hotel ab. Der Hotelier wollte wissen, was ich denn vorhabe. Als ich ihm erklärte, daß ich Monteur für elektrische Anlagen sei, meinte er, in diesem Falle würde ich sofort Arbeit finden. Er schrieb mir von eigener Hand gleich eine Liste von guten elektrischen Installationsfirmen heraus. Darauf spazierte ich durch die Chestnutstraße und stand bald vor dem Schild eines elektrischen Installationsgeschäftes. Ich schaute auf meiner Liste nach, ob sich die Firma in dieser verzeichnet fand, und als das zutraf, betrat ich den Laden. Der Inhaber, dem ich mein Anliegen erklärte, meinte, ich spreche für sein Geschäft zu wenig englisch. Aber er gab mir die Adresse der Electro Dynamic Company. Dort fand ich williges Gehör. Zwar genügten meine Englischkenntnisse nicht, aber ich mußte versprechen, nach einem Jahr wieder zu kommen. Daraufhin wurde ich an die Motorenreparatur-Werkstätte George Heinemann an der Girard-Avenue verwiesen.

Mr. Heinemann führte mich gleich in ein Magazin, in dem Maschinen und Instrumente zur Reparatur aufgestapelt waren. Der Besitzer ersuchte mich, ihm zu erklären, was den verschiedenen Maschinen fehle. Da meine Aufgaben zu seiner Zufriedenheit ausfielen, wollte er mich sofort anstellen. Ich wandte ein, daß ich mir gerne zunächst noch etwas die Stadt angesehen hätte und vor allem noch eine Wohnung suchen müsse. Das ließ Mr. Heinemann aber nicht gelten. Die Stadt könne ich mir später ansehen, und die Wohnungssuche werde

sein Sohn übernehmen. Der fand mir dann wirklich zwei Zimmer in einer Emigrantenpension, und am folgenden Morgen begann ich meine Arbeit.

Von einer glücklichen Zeit und meiner ersten grossen Fehlentscheidung

Mein Chef war ein prächtiger Mann. Er gehörte zwar den Freimaurern an und hatte unter diesen sehr angesehene und reiche Freunde, wie zum Beispiel Mr. Liebig von der bekannten gleichnamigen Fabrik für Fleischextrakte und Konserven. Aber im Umgang war er sehr bescheiden und kameradschaftlich. Bei heiklen Aufgaben, die ich am liebsten am Abend nach der Arbeitszeit ausführte, war auch Mr. Heinemann dabei und häufig setzte sich sogar seine Frau mit einer Strickarbeit zu uns. Wenn ich nicht gerade Überzeit machte, dann ging Mr. Heinemann öfters abends mit mir aus.

Mein Verdienst war dreimal so hoch wie in der Schweiz, und am Samstag, wenn der Lohn ausbezahlt worden war, ließ mich Mr. Heinemann regelmäßig aufs Büro kommen und drückte mir noch eine hübsche Summe extra in die Hand. Ich fühlte mich sehr glücklich und wäre wahrscheinlich länger dort geblieben, aber ich hatte, wie gesagt, dem Direktor der Electro Dynamic Company, Mr. Fadisher, versprochen, nach einem Jahr bei ihm einzutreten. Dieses Versprechen mußte ich halten.

Mein Abteilungschef an der neuen Stelle, Mr. Johnson, faßte zu mir sofort Sympathie. Er überließ mir von Anfang an den schönsten Arbeitsplatz. Zuerst hatte ich Dynamos für Zugsbeleuchtungen zu montieren. Dabei half mir ein Lehrer als Hilfsarbeiter. Weshalb dieser Mann mit einer solch untergeordneten Arbeit vorlieb nehmen mußte, weiß ich nicht. Auf jeden Fall arbeiteten wir gut zusammen. Wir montierten täglich sechs, acht, zehn Dynamos, während andere auf vier bis sechs Montagen kamen. Später war ich mit den elektrischen Installationen von zwölf Unterseebooten beschäftigt, die im Russisch-Japanischen Krieg Verwendung fanden. Die Arbeit war so gut bezahlt, daß ich ein Sechszimmer-Einfamilienhaus mieten, einrichten und außerdem noch schöne Ersparnisse machen konnte.

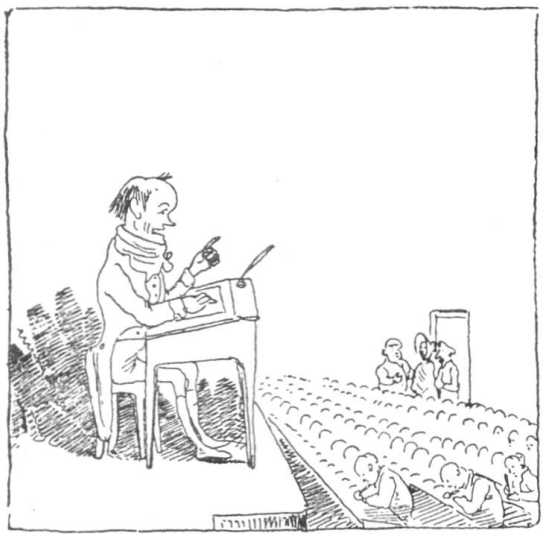
Es gelang mir, verschiedene Verbesserungen an Maschinen anzubringen und auch manche kleine Erfindungen zu machen. Ich fand dafür große Anerkennung. Eine besondere Entschädigung bekam ich allerdings nicht, aber das war auch ganz in Ordnung, weil ich ja die Versuche innerhalb der Firma ausführen konnte.

Im oberen Stock, im Konstruktionsbüro, arbeiteten Ingenieure. Der Verkehr mit ihnen war wie mit Kameraden. Es gab unter ihnen einen geschickten Boxer, mit dem ich zum Gaudium der übrigen manchen freundschaftlichen Kampf ausfocht, wobei ich allerdings nicht boxte, sondern als Freilstilringer auftrat. Arbeitsschluß war um halb sechs. Meistens aber verließ ich mit Mr. Johnson die Fabrik schon um fünf Uhr, worauf wir uns zu einer Free-Lunch-Bar begaben, wo man, wenn man ein Bier trank, Brot, Semmel und Wurstwaren unentgeltlich essen konnte. Nach einer halben Stunde gingen wir dann wieder in die Fabrik und arbeiteten bis gegen elf Uhr.

Ich hatte die verschiedensten Ideen für Neuerfindungen im Kopf und war in meinem Element. Aber dann traf mich ein schwerer Schicksalsschlag. Unser dreijähriges Büblein starb nach kurzer Krankheit. Meine Frau und ich waren völlig niedergeschmettert. Und dann kam noch ein zweites Unglück dazu: Wenig später brach in unserer Fabrik ein Brand aus. Die Arbeiterschaft und die Angestellten verließen die Gebäulichkeiten in einer Panik. Nur der Direktor, Mr. Fadisher, Mr. Johnson, ich und noch vier Arbeiter blieben in der Fabrik zurück, um das größte Unheil abzuwenden. Es befanden sich nämlich im obern Stock, wo es brannte, Fässer mit Benzin und Schellack. Wenn diese das Feuer erfaßt hätte, wäre trotz der ausgezeichneten Arbeit der Feuerwehr auch der erste Stock ausgebrannt und wahrscheinlich durch die Explosionen das ganze Viertel in Gefahr gekommen. Da der Aufzug nicht mehr funktionierte, mußten wir die Fässer die Treppe hinunterrollen. Als wir die Brandstätte schließlich verließen, war die riesige Zuschauermenge ganz überrascht. Sie hatte schon längst nicht mehr erwartet, daß wir lebend davonkommen könnten.

Der Tod unseres Kindes und der anschließende Fabrikbrand hatten meine Frau und mich so aufgewühlt, daß wir uns zur Rückkehr in die Schweiz entschlossen.

Gute Bekannte aus Philadelphia begleiteten uns nach New York ans Schiff, und mitten im Abschiednehmen und Fähnchenschwenken wurden mir plötzlich von kräftigen Händen die Augen zugedeckt. Sie gehörten meinem al-



Kathederblüten

Ergebnis der Sammlung von «Kathederblüten» während einer Zeit von drei Wochen in der Klasse 7 c des MNG in Basel.

Manchmal werden wir auch das Museum herbeiziehen müssen.

*

Der Eisdruck ist gewichen und ins Meer gefallen.

*

... Überreste von Katastrophen, die überschwemmt worden waren.

*

Der Mensch ist nicht zuletzt aus ästhetischen Gründen am Kristall haften geblieben.

*

Farblose Farbvarietäten.

*

Man sieht die Löcher emporragen.

*

Israel ist in den Schoß der Beiden dort hinten gefallen.

*

Ihr müßt das Oktaeder so zeichnen, daß es so liegt, wie es liegt, wenn man es liegen läßt.

*

... es kommt nicht nur in Zinnschichten vor, das begibt sich auch bei Erzen.

ten Chef, Mr. Heinemann, der mit Mr. Liebig zu einem Musikfest in Berlin fuhr. Er konnte es gar nicht begreifen, daß ich Amerika verlassen wollte und hat mich auf der ganzen Reise, die wir dann zusammen auf der «Großen Kurfürst» machten, in diesem Sinne bearbeitet. Leider stieß er auf taube Ohren. Heute weiß ich, daß es ein nicht wieder gutzumachender Fehler war, Amerika den Rücken zu kehren.

Ich richte mir zweimal eine eigene Werkstätte ein

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz arbeitete ich wieder in der Maschinenfabrik Oerlikon und war in der Hochspannungsprüfungsanstalt tätig. Die dort vorgenommenen Prüfungen galten im Jahre 1905 als sehr gefährlich. Das Gerücht davon drang bis nach Weinfelden. Eines Morgens sprach mein Vater bei der Geschäftsleitung vor und erklärte, es komme keineswegs in Frage, daß sein Sohn hier weiter arbeite. Ich zählte damals 25 Jahre. Eine elterliche Einmischung, die sich heute ein Vater wahrscheinlich kaum mehr herausnehmen, und ein Sohn nicht mehr gefallen ließe. Aber ich wurde dann wirklich als Monteur in das im Bau befindliche Kraftwerk der Stadt Luzern nach Obermatt bei Engelberg versetzt. Die folgenden Jahre arbeitete ich als Abteilungsleiter bei Landis & Gyr, als Chefbetriebsleiter beim Elektrizitätswerk Grynau und anschließend als Chefmonteur in einem Installationsgeschäft in Frauenfeld. Hier hätte sich der Inhaber gerne mit mir verassoziiert. Das wäre eine günstige Gelegenheit gewesen, mich selbständig zu machen. Nur hatte der Inhaber die Leber allzusehr auf der Sonnenseite. Ich zog es deshalb vor, im Jahre 1909 aus meinen Ersparnissen an meinem Geburtsort Weinfelden eine eigene Werkstätte für elektrische Haus- und Fabrikinstallationen einzurichten. Es fehlte mir von Anfang an nicht an Aufträgen. Die Sache hatte jedoch einen Haken: Es war noch kein Strom da, und meine Kunden weigerten sich, meine Arbeit zu bezahlen, bevor sie die Funktion der Installationen selber beurteilen konnten. Auch mein eigener Vater gehörte zu diesen Kunden.

Natürlich beanspruchten die Kredite, die ich so unfreiwillig gewähren mußte, meine finanziellen Mittel übermäßig. Und als mein Vater von mir verlangte, daß ich meine mit großen Kosten eingerichtete Werkstätte auf-

geben müsse, um sie in einem Hause neu einzurichten, das ihm gehörte, weil er dort mit einem Mieter in Streit geraten und diesem im Zorn gekündigt hatte, ging mir das doch zu weit. Ich verlegte meine Werkstätte nach St. Gallen und fand dort bei Installationen der Stickereifabriken viel und lohnende Arbeit.

Aber dann kam 1914 der Krieg. Der Stickereiindustrie ging die Arbeit aus und damit auch mir. Einrücken mußte ich nicht, da ich nach einer Brustfellentzündung als gänzlich dienstunfähig erklärt worden war. Was sollte ich tun? Mein Onkel, Professor Wyssling in Zürich, war mit dem hochberühmten Luftschiffbauer Graf Zeppelin bekannt, und so kam ich in dessen Werkstätte in Friedrichshafen am Bodensee. Aber als Schweizer stand ich immer im Verdacht der Spionage. Das verleidete mir und so arbeitete ich dann bis Kriegsschluß in andern deutschen Werken.

Durch die Abwertung der Mark waren auch alle meine Ersparnisse in nichts zerronnen. Zum Glück gelang es mir, bevor ich heimkehrte, noch zwei Occasionsautos in üblem Zustand für so gut wie nichts zu kaufen. In der Schweiz richtete ich die Wagen wieder her und konnte sie für zehntausend Franken verkaufen. Aus dem Erlös richtete ich an der Fortunagasse in Zürich eine neue mechanische Werkstätte ein.

Der Knirps

Hier regte sich nun mein Erfindergeist. Zuerst einmal fand ich eine Verbesserung der Kehrichtkübel, denen ich einen gewölbten Deckel gab und eine praktische Vorrichtung, durch die der Kübel mit dem Fuße geöffnet werden kann. Die Verbesserung leuchtete den interessierten Kreisen ein. Auch dem damaligen Zürcher Stadtrat Häberlin, dem ich die Erfindung vordemonstrierte, gefiel die Sache. Er erkundigte sich, warum ich nicht mit der Fabrikation anfange. Ich gestand, daß mir die nötigen Mittel fehlten. Darauf fragte mich Herr Stadtrat Häberlin, der offenbar Freude an seinem jungen Thurgauer Landsmann hatte, wieviel Geld ich denn brauchen würde. Ich nannte eine Summe von dreitausend Franken, die mir für den Anfang genügen könnte.

«Heben Sie diese dreitausend Franken von meinem Konto bei der Volksbank ab», erklärte mein Gönner. Das habe ich denn auch getan. Aber der Fußöffner hat sich einfach nicht richtig eingeführt. Schließlich habe ich meine Patente für die Verbesserungen an den Inhaber des Patentes des Ochsner-Kübels für eine Abfindungssumme von fünftausend Franken verkauft. Das Darlehen, das mir Herr Stadtrat Häberlin so großzügig gewährt hatte, zahlte ich in Raten an die Bank zurück.

Von den vielen Ideen für Erfindungen, die mir zu jener Zeit durch den Kopf gingen, hat sich nur eine verwirklicht. Ich erfand damals den zusammenlegbaren Schirm. Er ist heute unter dem Namen «Knirps» in der ganzen Welt bekannt. Aber mit dem Verkauf des Patentes wollte es nicht vorwärtsgehen. Bei uns kriselte es im Jahre 1923 in der Wirtschaft. Ich hatte in der Werkstatt wenig zu tun, und das Geld war bei mir knapp geworden, obschon meine Frau und ich in unserer Wohnung im Oberdorf, in der «Blauen Fahne», sehr sparsam lebten.

Es war gerade der Samstag vor Pfingsten, ein strahlender Frühlingsmorgen, und ich war recht betrübt, daß wir bei dem großen Geldmangel trotz dem schönen Wetter trübe Feiertage begehen müßten. Da läutete das Telephon. Mein damaliger Patentanwalt, Herr Levaillant, bat mich, sofort auf sein Büro an der Bahnhofstraße zu kommen. Das tat ich denn auch. Als ich vor Herrn Levaillant stand, zeigte er auf eine Schublade seines Pultes und sagte mir: «Hier, Herr Studer, liegen zehntausend Franken. Sie gehören Ihnen, wenn Sie den Vertrag für Ihr Knirpspatent unterschreiben.»

Zehntausend Franken, das schien mir sehr wenig für meine Erfindung, auf die ich so große Hoffnung gesetzt hatte. Das sagte ich denn auch Herrn Levaillant.

«Herr Studer», meinte dieser, «ich würde Ihnen lieber ein Mehrfaches geben, aber wenn Sie mich fragen, was Sie tun sollen, so würde ich Ihnen raten, den Vertrag zu unterzeichnen.»

Ich wußte nicht, was ich tun sollte, aber beim Gedanken an mein leeres Portemonnaie und an die Pfingsten, die bevorstanden, unterschrieb ich schließlich den Vertrag.

Nachträglich muß ich bekennen, daß das eine Dummheit war, denn es hätte mir doch mindestens noch eine Lizenzgebühr an jedem verkauften Stück herausschauen müssen. Aber das läßt sich nachträglich leicht sagen. Ich möchte nicht einmal behaupten, daß der Rat, den mir mein Patentanwalt gab, unter den gegebenen Umständen unverantwortlich war. Er

hatte sich für den Verkauf des Patentes wirklich lange Zeit große Mühe gegeben.

So trug ich nun also zehntausend Franken in der Tasche. Ich brachte sie meiner Frau heim. Zu meiner Enttäuschung brach sie durchaus nicht in den erwarteten Jubel aus.

«Was, nur so viel?» war das erste, das sie sagte, und dabei hatte sie doch vor keinen zwei Stunden bitter darüber geklagt, wie spärlich es um unsere Kasse stand, und wie wir uns nicht einmal etwas Rechtes für Pfingsten leisten könnten. Ich wollte zuerst zornig werden, aber dann überlegte ich mir, daß ja auch meine erste Regung Enttäuschung über die aus dem Patent herausgeschlagene Summe gewesen war. Auf jeden Fall verlebten wir dann doch recht schöne Pfingsten. Wir fuhren nach Einsiedeln.

Die zweite grosse Fehlentscheidung

Vom Jahre 1925 an gingen die Geschäfte wieder besser. Ich hatte in meiner Werkstätte viel zu tun und steckte voller neuer Erfindungsideen. Zu jener Zeit konstruierte ich auch einen Kinoapparat, der ermöglicht, Aufnahmen zu machen und sie gleich wiederzugeben. Die Erfindung ist verwertet worden. Aber nicht von mir. Sie geriet in die Hände von Leuten, die sich mit der Auswertung meines Apparates auf meine Kosten bereichern wollten. Es brachte ihnen keinen Segen. Die Firma kam – aber nicht meines Apparates wegen – in Konkurs. Vor Gericht wurde ich gefragt, was denn ich als Entgelt für meine Arbeit bekommen habe. Ich mußte darauf der Wahrheit gemäß antworten: «Keinen Rappen.»

Bei der Auszahlung der Zeugengelder bemerkte ich auf der Liste, daß ein anderer Zeuge fünfzig Franken verlangt, und weil er eine bekannte Persönlichkeit war, deren Zeit als kostbar betrachtet wurde, auch anstandslos bekommen hatte. Aber als ich daraufhin die gleiche Summe beanspruchte, zögerte der Weibel. Er erklärte, wenn ich soviel verlange, müsse er zuerst den Gerichtspräsidenten fragen. Das hat er denn auch getan. Ich bekam die fünfzig Franken. Sie sind der gesamte Erlös aus meiner Arbeit an dieser Erfindung.

Unglücklicherweise brach dann im Jahre 1929 die bekannte große Krise aus. Die Arbeit ging auch bei mir zurück. So ließ ich mich von Freunden, die es sicher gut meinten, raten, im Jahre 1932 meine eigene Werkstätte zu verkaufen und als ihr Vertrauensmann eine Stelle in der Firma anzunehmen, die den ganzen riesigen Komplex der Gebäude der alten Seidenfabrik Baumann Aelter am Wasser übernommen, ausgebaut und an verschiedene Fabrikbetriebe vermietet hatte. Der Verkauf meiner Werkstätte war die zweite große Fehlentscheidung meines Lebens.

In dem Areal befand sich eine Wäscherei, eine Wichsefabrik, eine Zigaretten-, eine Möbel-, eine Hemden- und eine Bettwarenfabrik. Ich hatte dafür zu sorgen, daß an den elektrischen und Gasanlagen alles in Ordnung war und mußte auch eingreifen, wenn an den Maschinen etwas nicht klappte. Ich ging jeden Morgen um fünf Uhr an die Arbeit und blieb bis abends acht Uhr. Leider war der Direktor der Firma nicht so eifrig. Er huldigte lieber der Jagd und andern noblen Passionen. Als ich mich schließlich überzeugt hatte, daß es auf diese Weise nicht gut herauskommen könne, trat ich aus. Die Firma ist denn auch bald darauf in Konkurs geraten.

Erfolge, Misserfolge und Pläne

Ich wohnte nun an der Oberen Zäune, wo ich in der Wohnung eine kleine Werkstatt einrichtete. Hier erfand ich meinen ersten Grill. Eine Fabrik, der ich den Apparat unterbreitete, bat sich eine vierteljährliche Option aus, um entscheiden zu können, ob sie das Patent erwerben und die Herstellung an die Hand nehmen wolle. Ich erkundigte mich verschiedentlich bei der Firma, ob die Entscheidung bald fallen würde, aber ich bekam keinen Bericht. Als die drei Monate abgelaufen waren, reiste ich zu der Firma und sprach bei dem Ingenieur vor, dem ich mein Modell zur Verfügung gestellt hatte. Er erklärte mir, die Sache sei reiflich geprüft worden, aber sie könnten sich für meinen Apparat nicht begeistern. Es sei ja auch nichts Neues daran. Ich fand es etwas sonderbar, daß er so lange gebraucht hatte, um die Nichtsnutzigkeit meiner Erfindung festzustellen und wollte mein Modell wieder mitnehmen. Der Ingenieur machte Ausflüchte und meinte, ich könne es ruhig noch etwas dalassen. Aber davon wollte ich natürlich nichts wissen. Auf dem Weg zum Ausgang der Fabrik sah ich dann zufällig einen Apparat, der mir schon von weitem als eine Kopie meines Grills erschien. Ich ging näher und stellte fest, daß der Ingenieur wirklich meine Erfindung kopiert und bereits die Herstellung veranlaßt hatte.

Ich überlegte mir, was ich tun sollte. Prozessieren? Ich hatte schon damals die Erfahrung gemacht, daß ein alleinstehender Erfinder damit selten Glück hat. Es braucht dazu sehr viel Geld, wobei der Ausgang nie sicher ist. Aber viel Geld besaß ich nicht, und das wenige, das ich hatte, wollte ich nicht in einen Prozeß stecken.

Schließlich wandte ich mich an die Firma Sulzer in Winterthur, der ich meine Lage erklärte. Ich wurde eingeladen, meinen Grill vorzuführen. Ich fuhr also nach Winterthur und habe dort an einem Samstagvormittag einigen Herren Güggeli und Entre-côte grilliert. Die Begeisterung war allgemein. Auch über die Güggeli, aber vor allem über den Grill. Für das Patent erhielt ich zwanzigtausend Franken. Der Apparat wurde sehr gut verkauft.

Im nächsten Jahr zog ich mir durch eine

Der kleine Familienfilm

Fühlt sich eher elend. Macht sich Sorgen, dass er die Grippe bekommen könnte. Jawohl, er hat Fieber.

Holt Fieberthermometer im Apothekerkästchen. Es ist besser, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen.

Nimmt Thermometer in den Mund und schaut auf die Uhr.

Stellt sich das Erstaunen seiner Frau vor, wenn sie ihn bei ihrer Heimkehr mit hohem Fieber darniederliegend finden wird.

Schaut zwischenhinein schnell auf den Thermometer. Natürlich ist er noch nicht lange genug drin.

Nimmt ihn fest unter die Zunge und befühlt die Schläfen.

Mit grösster Willensanstrengung gelingt es ihm, den Thermometer fünf Minuten lang nicht zu kontrollieren.

Sieht, dass Temperatur völlig normal ist und versorgt Thermometer, ganz enttäuscht.

Büchsenkonserve eine Vergiftung zu. Während ich krank im Bett lag, erfand ich einen Dörrapparat für Gemüse, Obst und Fleisch. Er wurde unter dem Namen «Dörrex» bekannt. Hier bekam ich Lizenzgebühren. Während des Krieges ging der Apparat in den verschiedensten Ausführungen und Größen ausgezeichnet. Ich konnte aus den Erträgen dieser Erfindung so ungefähr leben. Aber nach Kriegsschluß war es damit fertig, die Leute brauchten keinen Dörrapparat mehr.

Alles in allem habe ich an die zweihundert Erfindungen gemacht, zur Hauptsache Haushaltapparate. Zwanzig davon wurden ausgeführt und entweder gegen eine feste Summe oder aber gegen Lizenz verkauft. Darunter befinden sich ein Tellererwärmer-Rechaud, ein magnetischer Massageapparat, ein Kühlschrank mit Wasserkühlung, auch ein Souvenir mit Musikdose, magnetische Handlampen für Montagen und Werkstätten, ein elektrischer Ofen Marke «Glühring», der auch als Speisewärmer dient, eine Anrichtegabel und anderes.

Bei der internationalen Erfinderausstellung in Paris im Jahre 1948 und im Jahre 1950 habe ich als einziger die goldene Erfindermedaille mit Diplom erhalten. Im Jahre 1950 galt die Auszeichnung vor allem meinem «Huba»-Backapparat. Aber auch meine Bratpfanne, der elektrische Ofen und ein Cheminée-Grill waren ausgestellt und fanden Beachtung.

Der Cheminée-Grill wurde in der Schweiz nicht verwertet, wohl aber in Frankreich, aber ohne daß ich davon etwas hatte. Ich erfand auch einen Kleiderschrank, aus dem ein Bett herausgezogen werden kann. Für schweizerische Verhältnisse war die Erfindung weniger geeignet als für Frankreich. In Paris wurde er viel gekauft.

Die größte Enttäuschung meines Erfinderlebens ist, daß mein im Jahre 1946 erfundener Grill, der das Bratgut automatisch begießt und den ich immer wieder verbessert habe, bis heute keine Verwertung gefunden hat. Aber die Hoffnung, daß diese Erfindung doch noch Früchte tragen wird, habe ich nicht aufgegeben.

Erst vor kurzer Zeit habe ich ein Schiff für See- und Flußreinigung erfunden, das dazu bestimmt ist, das Wasser von Algen und Schlingpflanzen zu befreien und Schlammablagerungen zu entfernen. Das Modell steht in meiner Stube. Viele Fachleute haben es schon inspiziert, und keiner hat daran etwas auszusetzen gefunden, aber zur Verwertung ist es bisher noch nicht gekommen. Immerhin darf ich erwarten, daß sich dafür noch ein ernsthafter Interessent findet, denn das Bedürfnis nach einem solchen Schiff, das zwar die Verschmutzung der Gewässer nicht verhindern, wohl aber bereits verschmutzte Gewässer reinigen kann, ist doch unbestritten.

Zu meinen Erfindungen, die noch auf die Auswertung warten, gehört auch eine Entrußungsanlage, die in Fabrikstädten die Luft von Kohlen- und andern Rückständen reinigt. Eine sicher zeitgemäße Einrichtung, für die es sich mehr lohnen würde, Geld anzulegen als für alle jene Neuerungen, welche die Luft verpesten.

***

Wenn man mich heute fragen würde, ob ich, wenn ich noch einmal anfangen könnte, wieder Erfinder würde, so kann ich sagen, daß ich trotz allen erlebten Enttäuschungen wohl wieder den gleichen Weg gehen müßte, denn, wenn man als Erfinder geboren wird, dann ist das eben Schicksal.

Ich habe es zu keinem Reichtum gebracht, aber ich konnte schließlich immer leben. Die Erfindungsfreude und die Ideen sind mir bis heute nicht ausgegangen, und ich darf behaupten, daß ich trotz aller Niederlagen jeden Tag meines Lebens am Morgen frohgemut aufgestanden bin und mit niemandem tauschen möchte.

Wenn ich in meiner Wohnung am Hechtplatz, wo ich seit dem Jahre 1938 wohne, am Fenster stehe und die wunderbare Aussicht auf die Limmat und auf den See und den schönen Ütliberg genieße, dann sage ich mir, daß ich keinen Grund zum Klagen habe. Es hat mir nie am Nötigen gefehlt, ich habe gute Freunde, ich freue mich des Lebens, und mein Kopf ist auch heute noch voll von Ideen.

Übrigens muß ich doch noch erwähnen, daß ich gelegentlich zu einer Tätigkeit beigezogen werde, die für einen bald 80jährigen ziemlich ungewöhnlich ist. Ich finde nämlich Verwendung als Mannequin und stelle dann bei den Photographien, die man von mir macht, einen älteren Herr dar, der mit Interesse und Sachkenntnis irgendeinen Apparat begutachtet. Die fünfzig Franken, die mir jeweilen für meine Mannequintätigkeit vergütet werden, sind zwar eine bescheidene Summe, aber ich habe Verwendung für sie.